Zeit und Geist [Schluss]

Autor(en): **Lang, Siegfried**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574417

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ihr Hemdchen flattert durch das Schilf und streift
Die Blütentraube einer roten Fuchsie. Sie fliegt
Zum Bambus, wo der König in der Matte liegt
Und, ihre Anmut anzulocken, nach der Flöte greift.

2.

Mit Silberfingern streicht das Mondlicht meine Matte.
Das Kin*) erklingt, von seinem lauen Mund behaucht.
Das Licht ist hüpfend in den Weinkrug eingetaucht
Und wartet, daß ich es im Purpurbad bestatte.

Durchs offne Fenster greift der Arm der blauen Weide,
Läßt tropfenweise Blütenkätzchen niederfallen.
Im Halbschlaf hör' ich knisternd den Vorhang wallen
Und weiß, im Vorraum kauert Ying-Ning und zupft Seide.

Tänzerinnen.

Wir sind die kleinen Mädchen vom gelben Drachen,
Vom Berge Yami bis zum Yo-Yeh trägt der Wind unser Lachen.
Wir sind die Perlenfasanen im Garten Thian, die nicht fliehn,
Wenn Jünglinge sie locken, kosen, auf ihre Matten ziehn.
Wenn wir tanzen, zittert der Mond und der Kaiser lächelt,
Klingelnder Beutel fällt in die Hand, die mit Anmut fächelt;
Unsre Liebe ist silberne Lockung, wir streuen sie in den Wind wie Korn,
Dann vergißt der Priester das Opfer und der Gott seinen Zorn.

*) Das „Kin" ist ein fünfsaitiges Holzinstrument.

Zeit und Geist.

Von Siegfried Lang, Zürich.

(Schluß).

„Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmung zu geben und manches aufzuregen, was bei den Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von Rechts wegen die beste Wirkung der Poesie sein," äußerte Goethe zu Eckermann.

Freunde, Seinesgleichen, die Besten wünscht er vertraut der dichterischen Kraft. In Goethes, ja selbst in der Sprache unserer Entwicklungstheoretiker und Soziologen, sind damit doch wohl die Höherentwickelten gemeint. Höherentwicklung des innern Menschen bedeutet seelischen Reichtum. Der im Geiste Reiche gedenke fortan der Geistigen zuerst. Diese sind nun gar nicht eine exklusive und bornierte Kaste, als welche der Bürger sie hinstellt. Die entschiedene Ablehnung, die seine Gesinnung betrifft, ist keine Ablehnung vitaler Werte, deren Träger das eigentliche Volk von jeher gewesen und mit zunehmender Verbreitung hygienischer Einsichten in steigendem Maße wieder werden kann. Aber mehr als das Volk bedürfte heute der Bürger bestimmter Entwöhnungen und Entziehungskuren. Das Volk, diese kostbarste, nun versprengte Saaterde, wurde freilich noch nicht wieder herausgefunden, aus dem jetztmaligen Brei von Abart und Menschenabschaum.

Sich zur Weltgesetzlichkeit in ein segenbringendes Verhältnis zu stellen, verlangen inbrünstig die Berufenen und Besten; nicht nur jedem Organismus wünschten sie seine ausreichende Ernäh-

rungsbasis, sie wollen, sie beanspruchen noch mehr, darunter durchaus Praktisches wie: daß allen menschlichen Geschöpfen die Vorteile der Körperpflege und Gesundungslehre zuteil werden, wodurch Seuchen, Zwangsgewohnheiten, erbliche Leiden und Häßlichkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit aus der Welt geschafft würden. Sie wollen eine erstarkende, blühende, freudige Menschheit, einen allen gemeinen Zustand der Frische und Spannkraft, welcher jede Art von Anregungsgiften überflüssig macht. Die körperliche Gesundung wird mancherlei seelische Süchte und Aengste beheben, wonach die lang verschütteten heilenden Seelenkräfte befreit, das überlieferte Seelengut reicherer Epochen europäischen Daseins dem Menschheitleib eingeströmt werden könnte.

Bleibt es bei dem, was heute ist, dann stehen wir erst am Anfang der Hölle. Die endgültige Erdrosselung der Seele, um die Amerika und Judäa einträchtig sich mühen, wird zur Folge haben: den wilden wie den organisierten Natur- und Menschenmord, in einem Umfang, den Spitteler, als er den „Automaten" sah, vielleicht noch nicht ahnte. Alle Schrecken des Krieges waren erst der Auftakt zu denen, die der alsdann unter seine Ahnen hinab geratene Affe Mensch, in dessen Händen sich die Schlüssel befinden zu jeder offenen und schleichenden Totschlagtechnik, in rettungslosem Wahn verbreiten wird; in den Abgrund stürzt sich dann selbst Luzifer-Logos.

Was im russischen Menschen vom mittelalterlichen Menschen sich zu Ende lebt, ist wohl unserer Ehrerbietung und Liebe wert; es läßt sich aber von uns nicht einholen, nicht beimengen als assimilierbarer Bestand unserer Zivilisation, welche wir auch ferner als eine Summe von Baukräften betrachten werden, die ihre Struktur, trotz zu erwartenden Verschiebungen nicht wesentlich ändern, wohl aber als Ganzes allmählich eine höhere Ebene erreichen dürfte, wenn nämlich es uns gelingt: unsere (eingebildeten) technischen Bedürfnisse auf das tatsächliche Bedarfsmaß herabzumindern.

Das ist ja der Stolz wie das Verhängnis des Westens: er muß realisieren, mit der Materie in zähem Kampf, weshalb er der Welt der Empfindung und der Imagination nur wenig Raum leihen zu dürfen glaubt; Stolz und Verhängnis des Ostens (Indien) ist, daß er wenig realisiert, dafür aber, bis zur Erhabenheit, imaginiert. Den Osten krönt das Sein, den Westen die Werke. Westliche Methoden aufnehmend, wird der Osten etlichen Gewinn ziehen, unter Einbuße wesentlichen Wertes; wohingegen der Westen dem Osten eben nicht einiges absehen kann; er müßte sich vollständig seiner Seh- und Denkweise entäußern, was heißt: seiner Aktivität sich begeben; sein Sich-im-Osten-Erlösen wäre ein Sich-Verlieren. Nein, der Westen muß die ihn aus ihm selber bedrohenden Erstarrungen immer wieder im eigenen Geistblut einschmelzen; ihm kommen Freiheit und Erhöhung, bei seiner selbstgesetzgeberischen Tendenz, nur von ihm selber.

Eine körperlich gesundete Menschheit würde die Berufenen mit Hoffnung erfüllen; sie blickten auf sie wie der Landmann auf den neugekauften Acker, dessen Boden guten Ertrag verspricht, ihm aber doch zunächst sein will: eine Aufforderung zur Werksamkeit. So werden sie, selbst angesichts der — selbstverständlichen — Erfüllung noch so vieler sozialer Forderungen, im Tempelbau, zu dem sie berufen sind, nicht abbrechen.

Viel haben die Griechen geredet von den „Besten". Ihre Konzeption der Kalokagathie faßt die der Aristie schon in sich. (Schon Heraklit: „Einer gilt mir zehntausend, wenn er edler Art ist.") Trat ein neuer Bester auf, dann war das für ganz Griechenland ein Ereignis.

Die Heutigen verstanden es, jede hohe Idee zur Fratze zu verzerren, und diesem Zerrbild dann Herrschermacht einzuräumen. An Stelle der „Besten" stehen nun die „Tüchtigen" obenan, denen, sagt man uns, die moderne Demokratie freie Bahn schafft. Wer scharf blickt, erkennt: zumeist sind die an erste Stellen Beförderten, von technischen Instituten abgesehen, die Tüchtigsten nicht einmal was Fachwissen anbelangt; es sind weit öfter die mit demagogischer Gewandtheit Begabten, die möglichst vielen eigensinnigen, also einen Gedanken niemals zu Ende denkenden Köpfen, ver-

bindlich nach dem Mund zu reden oder brutal entgegenzutreten wissen. Diese Leute haben, wenn sie erst so weit sind, längst ihre Erstgeburt verkauft.

Die platonische Pädagogik zielte auf einen gerundeten, allseitig vorbildlichen Typus, einen gymnastischen und intellektuellen Ausgleich, darauf, daß die vollkommene Existenzform Mensch, welche Heiligtümer und Opfer ehrten, der weniger entwickelten zum „Stachel der Sehnsucht" werde, die gesamte Generation zu einer Gemeinschaft der Besten oder doch von Anteilhabern am Besten sich entfalte. (Von den heutigen führungslos opportunistisch lavierenden Staatsmännern — welcher steht so da, daß die Jugend bewundernd oder auch nur dankbar zu ihm emporblickte? Welcher verstände, was ein doch gewiß neuzeitlicher Denker, John Stuart Mill, so ausspricht: „Ich betrachte die Nützlichkeit als Schlußstein aller ethischen Fragen; aber es muß Nützlichkeit im weitesten Sinne sein, gegründet auf die dauernden Interessen eines Menschen als fortschreitendes Wesen" — welcher verstände das anders als von der Oberfläche abzulesen?)

Entsprechend der platten, äußerlichen Vorstellung von „Tüchtigkeit" gab den letzten Jahrzehnten das Bildungsideal, eine Karikatur jeder agonalen Gesinnung, der Typus des im wilhelminischen Deutschland hochgekommenen „Assessors", der, von Protektion zu Protektion schiebend, Aemter ergatterte, in denen er sich nach kürzester Zeit für jede freie Regung verstumpfte. Immer mehr wurde Zweck der „Bildung", eingestandenermaßen, aller Schichten, die raff-eilige Bereicherung, und, ihr nachsetzend, eine stil- und haltlose „bessere Lebensführung" Pol des Bemühens und Inhalt aller Maximen. Nicht was einer ist; nicht mehr was einer kann, nur noch was einer hat, gibt den Wertmesser für seine Person.

„What is he worth?" fragt, empfindungslos für die damit ausgesprochene Natur- und Menschenerniedrigung, der Amerikaner; wir aber werden ihm noch jahrelang die verruchtesten seiner Minderwerte nachmachen, bevor es uns einfällt, ihm einige seiner annehmbaren Errungenschaften abzulernen.

Die sinnlose Güteransammlung Einzelner brachte dem Altertum wie dem Mittelalter Elend und Verfall. Der Reichtum hat tatsächlich die Magenfrage vor die Rampe gerückt. Beim Vorwalten der Magenfrage — als der einzigen Tiefenfrage — wird ein Eindringen in die letzten Tiefen des Menschentums vielleicht bald unmöglich. In dem Augenblick, da diese Tiefen uns rufen, hat aber jedenfalls die Magenfrage zu schweigen.

Denken wir uns einmal: durchgebrochen sei die Erkenntnis, daß, nach dem Ausspruch eines Zeitgenossen, „Schrifttum und Wort nur denen zustehen, die eingeweiht sind in die Fragwürdigkeiten des Menschentums". Dann ließe sich auch denken ein Zustand, vergleichbar dem des frühen Mittelalters, da von den Klöstern, den einzigen Wissensquellen, ganz andere Kraftströme ausgingen, als heute von irgendwelchen liberalen Lehrinstituten — mit denen auch bei uns gründlich abzurechnen wäre — was nicht heißt, wir wünschten die Zeiten der Scholastik zurück. An einen Wald wurzellos in den Sand gesteckter Bäume gemahnt fast durchaus der dermalige Wissensbetrieb. („Ein Wissen gleich für alle heißt Betrug.")

Denken wir uns ferner ein „Zentrum" von Berufenen, die, einig unter sich über die dringenden Fragen, die Erzieher wählten; ihnen gegenüber wäre der Staat Verwaltungsinstitut, nicht mehr; dieses Zentrum nicht eine Behörde, vielmehr eine unsichtbare, ungenannte, in allen geistigen Dingen aber entscheidende Instanz. Dem Staat überlassen bliebe: Prüfung der materiellen Durchführbarkeit der Beschlüsse und Beschaffung der Geldmittel.

Rühren wir noch kurz an das Verhältnis vom Volk zum Geist und das der Geistigen zum Volke. Das erste beschränkte sich eigentlich stets auf die gläubige Verehrung des Geistträgers als Bild und Erscheinung, ähnlich wie solche auch dem jugendlichen Menschen eigentümlich ist. (Priester- und Heldenverehrung.) Dagegen ungleich tiefer verankert war einmal des Volkes Vorrecht: sein Verhältnis zur Seele, zu den magischen Naturmächten und Elementen-

strömen; es gab eine träumende und weissagende Volksseele, ein dichtendes Volksgemüt, das Arbeit und Feste, Geburt und Tod mit Ahnung und Tiefsinn umkränzte, seines Verknüpftseins im Weltweben bewußt. Im Zusammenhang mit dieser Volksseele lebten die großen Seher, Künder, Sprachschöpfer, die Geistigen von damals (so der „Monarchist" Dante, Paracelsus, Jakob Böhme, Luther, Shakespeare, Görres, Franz Baader).

Als letzte Träger solchen Naturwissens finden wir wohl da und dort auf dem Lande noch einen arzneienden Kräuterdoktor oder Wasserbeschauer; vorbei aber ist's mit dem Dichten der Volksseele, wie uns denn überhaupt das Volk entschwand in der Menge, in den nun ihm gegebenen Bedingungen aber nicht Frieden noch Rast mehr findet, in seiner Umgebung keine Natur und somit auch keine Poesie. Wer heut sich zum Volk auf die Bank setzte, vernähme genau dieselben Klagen und Wünsche, wie der Bürger sie ausstößt: daß man's so haben möchte, wie's die haben, die's haben — weiter öffnet sich ihm kein Horizont.

Das überlieferte, durchgeprüfte, zum System verarbeitete Wissen, Schrifttum und Schrift überhaupt, wurden durch das Barbarentum auf uns herübergerettet, nicht vom Volke, sondern vom Klerus; trotz diesem Erbe steht unsere Zeit über das eine was nottut so wenig erleuchtet da. Verstanden die Geistigen damals den Kontakt mit Volk sowohl als mit Gesellschaft zu wahren, so sehen wir die Heutigen doppelt isoliert. Die Interessen der „Gesellschaft" unterscheiden sich von denen des Bürgers kaum noch erheblich, die beider aber von der Wunsch- und Denklage des Geistigen durchaus. Mit der arbeitenden Bevölkerung hat dieser gemein nur eine oft gleiche, manchmal schon schlimmere äußere Lebensnot.

Von den Geistigen, den Berufenen, nicht den „Intellektuellen", wissen wir, empfanden seit Nietzsche die Wachsten immer schmerzlicher den Lauf der Dinge. Wir erhoffen, wir müssen fordern: ihre heimliche Wirksamkeit, die sich nun, nach vielleicht jahrelanger wehmütiger Betrachtung, entfalte, da sie Ursache, Gang und Fehl des Prozesses kennen; daß sie alles daransetzen, sich und alle mit den mütterlichen Kräften der Erde und des Gesellschaftskörpers wieder zu verbinden. Da „Vollzahl mehr gilt als der Teile Tucht", wird das Nächstnötige sein ihr Zusammenschluß untereinander. So würde das „Zentrum" gebildet, von dem ausginge die Wirkung in die Ableger, die mitteilenden Organe; erweckend und befruchtend führte sie jeder sozialen Schicht ihr angestammtes seelisches Gut wieder zu. Kein Akt außerweltlicher Gnade wird eingreifen; versuchte er's, das Entzwei-Analysiert-Werden wäre ihm gewiß. Retten könnten jetzt, vielleicht, noch die Wissenden, die die tödliche Hoffnungslosigkeit unseres Treibens erkannten und gleichwohl ergriffen sind von der Herrlichkeit des Lebendigen. Ob nicht ein heilender Einfluß von Mensch zu Mensch vermöchte, was Bücher nicht mehr und gewiß nicht Parlamentsreden und Zeitungspapiere vermögen.

Gerne möchte man auch noch vom Dichterischen etwas erwarten; nach nicht der Geringsten Meinung soll dieses nicht nur die Kraft zu Aufschwüngen, sondern den Stoff selbst zu einer dauernden Hochgestimmtheit der Seele vermitteln. Die Eingeweihten der dichterischen Mysterien wissen, daß wir heute noch, allein im gesprochenen oder überlieferten Wort der Meister alle drei Stufen der Eleusinien durcherleben können: die Katharsis (Reinigung), die Myesis (Eingang ins schöpferische Geheimnis) und die Epoptika (Schau der lebendig reinen Schöne). Aber eine vorbereitende Stille und Zerlösung im Seelengrund sich stauender wertloser Eindrücke muß sich im Jünger vollziehen, ehe sich die lebenschaffenden Symbole in ihm ihr unbestrittenes Machtbereich zu sichern vermögen; vergessen wir auch nicht: Dichtung erwächst heute auf dem Boden des Wissens und der Bildung; freilich setzt alles Dichtertum, jederzeit, einen Vorrat an magischen Kräften und innerm Weltwissen voraus. Auch das Kenntnishafte und durch Wissen Geschaffte, mit dem Dichter und erzogene Leser selbstverständlich bewehrt sein müssen, zeigt ein von jener Kenntnis der „Allgemeinen Literaturgeschichte", wie sie die bürgerlichen

Lehrinstitute verlangen, gar deutlich unterscheidbares Gepräge. („Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eins heischt, bei Seite gehen, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht." Nietzsche.)

Mit der Hervorhebung der Seele als — vor allem empfangendes — Organ des Dichterischen wird dem „Seelischen" kein höherer Rang vor dem „Leiblichen" zugestanden. Beide sind in gleichem Grade Träger von Weltschwingungen, die sie von Geist zu Geist weiterleiten. Beide sind möglicherweise nur Verhaltungsformen — eines Lebendigen, zweifellos, von dem wir bestimmten Färbungen, Klängen, Verleibungen die Eigenschaft des „Gottwesentlichen" zusprechen. Das Gottwesentliche durchwohnt das Individuelle, oft nur zeitweise. (Seiner Forderung gemäß sprach das Christentum hier von der Gnade, der Grieche von der Mania; der heutige Aesthetiker spricht vom Ueberindividuellen.)

Zum bloßen Dasein ist nun allerdings eine Erhöhung oder Vertiefung der Seele nicht erforderlich; es läßt sich ein Zustand denken, wo die Gattung Mensch sich damit zufrieden gibt, bei bekömmlicher Nahrung nur noch zu wirtschaften und zu funktionieren.

Und solchen Endentwicklungen zu begegnen vermöchten, unter Beibehaltung der bei ihnen noch überwiegenden Denkart, weder Bourgeoisie noch Sozialisten.

Erzogene Leser voraussetzend, wird der Dichter heute auf das, was man „Popularität" des Ausdrucks oder Gemeinverständlichkeit nennt, verzichten, zumal es ja an einem Volk gebricht, welches, vorbereitet wie etwa jenes zu Dantes Zeit durch den Katholizismus geweihte, auf ihn höre. Er wird, um das gesamte Register der gemeinsamen Bildungs- und Erfahrungserlebnisse in der ihm verwandten lauschenden Seele aufleuchten zu lassen, nicht schildern, nicht erklären und beschreiben; es wird ihm ankommen auf die Intensität des Ausdrucks. Die neuere Dichtung — gemeint ist hier überall die dionysische — wirkt durch gedrängteste Zusammenballung der Lautsubstanz, durch eine Wortstellung, welche durchaus der Rhythmus bestimmt; ihr eignet ein suggestiver, andeutender, evokatorischer Charakter; sie sagt Wesentliches, sagt es in Kürze; die Kraft und das eigentliche Leben des dionysischen Gedichts geht gleichwohl weniger von den angeschlagenen Tönen aus als von denen, die, dank der Magie unterbewußter Beziehungen, miterklingen. [„Und Winke sind von altersher die Sprache der Götter". (Hölderlin). — „Im ganzen ist es recht; wenn alles Große — von vielem Sinn, für einen seltenen Sinn — nur kurz und (daher) dunkel ausgesprochen wird, damit der kahle Geist es lieber für Unsinn erkläre als in seinen Leersinn übersetze. Denn die gemeinen Geister haben eine häßliche Geschicklichkeit, im tiefsten und reichsten Spruch nichts zu sehen als ihre eigene alltägliche Meinung". (Jean Paul).]

In Epochen mystischer Führung sehen wir das Dichterische einem Ekstatischen, Dionysischen, ja Orgiastischen verbunden. Es treibt diese Erregungen zum Gipfel oder entspringt selbst erst dem rauschhaften Aufschwung. Wir, durch Vernunftmoral in unserer Schwungkraft gelähmten Nordländer bringen es beim Anhören der gotterfülltesten Werke der Wortkunst bestenfalls zu einer gelinden, schnell verfliegenden Steigerung des Lebensgefühls. Schiller verlangte endlich vom Kunstwerk nur mehr eine maßvolle apollinische Stimmung. Die Ekstase wurde — wie das Irrationale überhaupt — zuerst wieder durch einige Denker der deutschen Romantik in ihre Rechte eingesetzt; aber Nietzsche erst verlangte, leidenschaftlich fordernd, die Einkehr in die mütterlichen Traumtiefen, die Verwandlungen des Dionysos und das Auftauchen zur heilignüchternen Tat und Schau. („Darin liegt das Antihomerische des Lyrikers, daß er die Sprache aufs stärkste anspannt, um der Wirkung der Musik möglichst nahezukommen. Ob das griechische Vorbild von uns nachgestaltet werden kann, daran hängt die Möglichkeit einer neuen deutschen Kultur." „Dionysos ist das Prinzip der Subjektivität, die Vergötterung dieses Prinzips, die Er-

hebung zur allgemeinen Geltung. Aber so gut der Revolutionär seine Machtbegierde durch den Staatsstreich vollendet, so gut kann sich das Subjektive mit seiner eigenen Empfindungssubstanz so anfüllen, daß es objektiv wird. Dionysos ist eine erhabene Ausflucht, instinktiv hervorgegangen aus dem nur lyrischen Vergnügen bei dem Schöpferdrang, eine universal geschlossene, nicht mehr individuell befangene Welt aus sich herauszusetzen. Der Lyriker ist zuerst als dionysischer Künstler mit dem Ureinen eins geworden.")

Dem Schweizer ist freilich eben dieser Ueberschwang zuwider, und er empfindet wohl die Sprache des dionysischen Künstlers als übertrieben, pathetisch, unklar, geschraubt, als vollkommenen Gegensatz zu sich selbst. Natürlich beruht alle Kunst, und vorweg die dionysische, auf einer Art Uebertreibung.

Aber doch ist auch dem Bürger eingeboren das Verlangen nach Aufhebung seiner Schranken. Dies verrät er, während er das geistgebändigte sinnlich-übersinnliche Erlebnis sich verwehrt, durch sein doch nicht Entbehren-Können viel niedrigerer Formen des Rausches, wie sie ihm etwa Nikotin und Alkohol gewähren. Aehnlich weiß er seinem geschwächten, von ihm selbst mißkannten Trieb zur innern Geselligkeit als Weide nur noch jenes schlaffe, träge, breite, plätschernde Treiben, dem er mit der Bezeichnung „gemütlich" nichts weniger zuteilen kann als einen Reichtum an tätig-wachen, schöpferischen Kräften der Seele. Wo das untadelig gestaltete Kunstwerk sich seinen privaten Ansprüchen in jedem Betracht enthebt, da antwortet der Bürger mit dem Vorwurf des „Formalismus".

Im einzelnen den Beweis zu erbringen, daß nur die vollkommen durchgeformte Lebensäußerung nachhaltig beeindruckt, ist hier nicht Raum; doch mögen die folgenden Sätze Schillers, als klassische Fassung eines von den Neueren oft wiederholten und verteidigten Bekentnisses, einiges ungewollte Mißverstehen klären.

„In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles tun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sei, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphierender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüt des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen."

Das gilt von aller Kunst, von apollinischer wie von dionysischer Dichtung. Das Meer, das der dionysische Künstler entfesselt, ist bereits schon bezwungenes Meer; „völlig frei und unverletzt" geht der Verwandelte aus ihm hervor. („Dabei darf von dem dionysischen Untergrunde der Welt genau nur soviel dem menschlichen Individuum ins Bewußtsein treten, als von dem apollinischen Element in ihm, der bändigenden Verklärungskraft wieder überwunden werden kann." Nietzsche.)

Schillers Aesthetik, die Aesthetik Platons — und in einem weitern Sinn ist schließlich alle Aesthetik platonische Aesthetik — bezieht sich, genau genommen, stets auf die jedem Kunstwerk, somit jeder Kunstübung einwohnenden statischen Gesetztümlichkeiten, ohne welche keine Gliederung, somit kein Bestand denkbar wäre. Diese Gesetztümlichkeiten umgehen zu dürfen, vermeinte die literatenhafte, nun richtig in sich zusammengefallene Ausdrucks-Unart, der „Expressionismus".

Was vor Jahrhunderten über das Wesen des Schöpfers und seiner Gestaltung ausgesagt worden, ist noch heute anwendbar, auf alle Werke obersten Ranges. („Denn sicherlich kommt aus Schlechtem nicht das Schöne, auch nicht das Seiende, ebensowenig aus Indifferentem; denn das Schaffende ist besser als das Geschaffene,

weil es vollkommener ist." „Was nicht geformt ist, ist qualitäts- und gestaltlos." Plotinos. — „Ad pulcritudinem tria requiruntur integritas, consonantia, claritas." Thomas von Aquino.)

Ebenso häufig als irrtümlich gebraucht man als Forderung die Schlagwörter „Persönlichkeit" und „Originalität".

Persönlichkeit, im Sinn der oben genannten Ziele Platons oder etwa der Goetheschen „Bildung", gestattet unsere individualistisch zersetzte und zerschwätzte Epoche aber schon fast gar nicht mehr. Und doch müssen wir, trifft sie je ein, uns gestehen: ebenso unmittelbar Beglückendes hat nur noch die physische Schönheit auszugeben.

Der Mann der Ordnung versteht unter Persönlichkeit gewöhnlich die — im Alltagsleben „Charakter" genannten — Bornierungen, welche Beruf und Herkommen ihm aufzwingen; sie bilden für ihn eine Art moralische Rückenlehne, und er neigt dazu, solches für eigene Festigkeit oder Selbständigkeit zu nehmen.

Im Kunstwerk wird Persönlichkeit sich zeigen in dem Einmaligen, Unwiderholbaren mancher Momente; als Aeußerung einer unendlich bereicherten Einzelseele schafft sie sich ihre alles durchdringende Färbung, ihren Stil. Sie tritt mit der menschlichen Reife des Künstlers in Erscheinung, kann aber nicht zur Vorbedingung des Kunstwerks gemacht werden. Wo sie da ist, hat man sie hinzunehmen wie eine Gabe der Natur. Oft ist sie das, was dem Werk erst seine Einheitlichkeit verleiht; nicht selten steht sie aber auch dessen letzter reinster Wirkung, als ein Zuviel, im Wege.

Mit dem Wort „Originalität" verbindet man gemeinhin die Vorstellung des Unerwarteten, Ueberraschenden, Ungewohnten. Eignen diese Qualitäten dem sprachlichen Ausdruck in besonderem Maße, dann kann dies, unter Umständen, ganz wie die übertriebene Persönlichkeit, der dichterischen Wirkung nachteilig werden. Es ist verhältnismäßig leicht, „originell" zu sein: Verknüpfung des möglichst Entfernten, bei nur scheinbarer oder geringer beziehentlicher Berechtigung, verleiht Bild und Gleichnis jene Eigenschaften des Originellen; das Hervorheben bestimmter, wenig gebräuchlicher grammatikalischer Formen (von Konjunktiven etwa und Partizipialkonstruktionen) gibt sie dem Sprachgefüge. Desgleichen lassen sich „originelle" Metren und Reime errechnen. Alle diese Originalität trägt aber nie die Prägung des absolut Notwendigen.

In der Bedeutung des bürgerlich liberalen Irrtums: es habe das Kunstwerk möglichst seinen Ursprung aus der Person und dem Belieben des Herrn Verfassers aufzuzeigen, in dieser Bedeutung sind Sprachschöpfungen allererster Ordnung oft durchaus nicht originell. „Wanderers Nachtlied" oder „Dem aufgehenden Vollmonde", Wunder wie diese werden die Gemüter erschauern lassen, solang deutsche Laute Widerhall finden, gleichwohl sind sie aller „Originalitäten" bar. Das macht: sie sind so gesättigt mit kosmischer Substanz, die einmalige kosmische Erschütterung des Dichters durchbebt diese Verse bis ins letzte mit unendlichen Schwingungen, die den Hörer ergreifen wie den, den sie zum erstenmal erfaßten. Dann haben sie also doch etwas ganz Besonderes an sich, ein Originelles vielleicht doch? Nun, das Wort kommt von origo = Ursprung, aber auch Schöpfung. Geben wir ihm diesen Sinn wieder, und erkennen wir die Gedichte als solche, die eingetaucht sind in den schöpferischen Lebensgrund der Dinge, die unsere Seele zurückführen in das Leben der Urseele; so betrachtet sind sie, sind sie allein originell.

Die Sprache, des Dichters Material, gibt, wiewohl äußerst bildsam, sich nur bedingt seiner Willkür hin. Als Ganzes ist sie Erzeugnis der Gemeinschaft; der Dichter nur ihr erster Verwalter („Und ich hüte sie mit heilger Scheue, daß sie brenne rein und ungekränkt" sagt C. F. Meyer von der Sprachkunst). Weniger auf Zutaten und Neuformungen als auf Entschlackung und Läuterung des überlieferten Sprachguts wird er bedacht sein. Wenn auch nicht philologisches Kleinwissen, ein um mehrere Jahrhunderte zurückreichendes lebendiges Sprachbewußtsein jedenfalls ist heute Voraussetzung alles dichterischen Tuns, wenn anders man erwartet, damit eine

Spanne ins Künftige wirken zu können. Das Wort in seinem frühesten, sinnlich-beziehungsreichen Glanz aufleuchten zu lassen, gleichsam wieder in den Gnadenstand zu versetzen, nachdem man es feilem Gebrauch, der Vernutzung durch jede Art Tagesschreiber entzogen, hierin wird man wohl immer eine der vornehmsten Aufgaben des Dichters erblicken. Es kann ihn hiezu aber nur befähigen eine, heute ganz außergewöhnliche, aus dem Glutkern seiner Seele gespeiste Liebeskraft. Diese Kraft durchdringt denn auch die Werke einiger großer Meister derart, daß man durch Gedichte zu Forschungen über „den erotischen Ursprung der Sprache" veranlaßt worden ist. Man ging, vom Lockruf der Tiere Schlüsse auf die Dichtersprache ziehend, so will uns scheinen, wohl etwas zu weit.

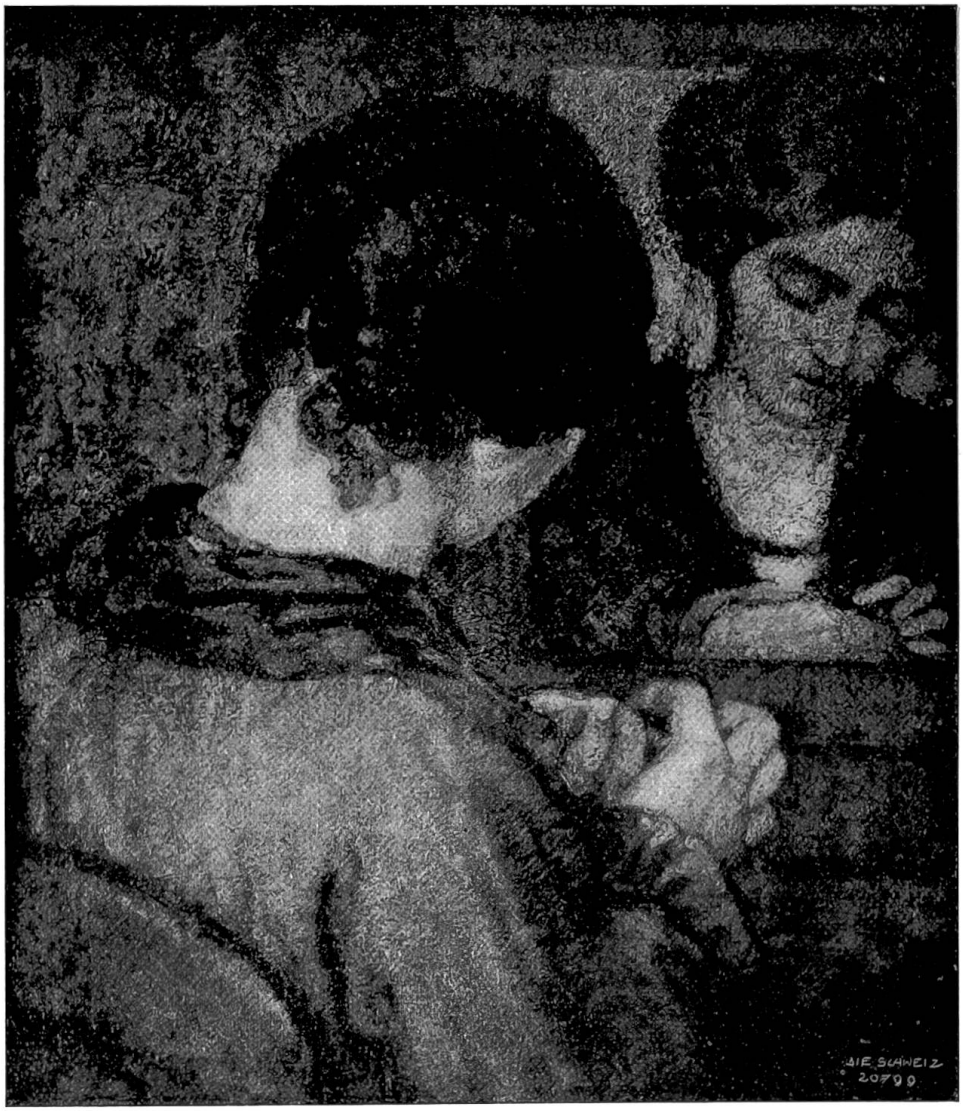
Gewiß ist: neben dem ideellen (begrifflichen) ist der Sprache eigen noch ein anderer, nicht von der Vernunft gefaßter, sondern sinnlich wirkender Sinn. Dieses Klanglich-Plastische, Laut-Bildliche erst setzt das „nachtpolare" Dasein des Hörers in Bewegung. Hebbel berichtet, wie ihn als Kind das Wort Rose ergriffen habe; immer habe er sich's wiederholen müssen. Was ging nun vor in dem Kinde Hebbel? Daß die Lautform seinem Ohr ein Geschmeichel war, ist wohl nicht alles. Wahrscheinlich brach, so oft er sie sagte, das Bild der Rose mit der vollen Heftigkeit des Urerlebnisses in ihm auf, war schmerzlich-sinnenhaft alles in ihm da, was an Duft, sammtenem Rot, warmer Zartheit, schimmernder Luft, an Morgenglück und Ahnung zu seinem ersten Rosenerlebnis zusammengeflossen; und nichts anderes mehr war da, das Kind war in diesen Sekunden mit dem Erlebnis eins.

Bei Kindern ist solche Empfänglichkeit gar nicht selten; sie sprechen sich nur meist darüber nicht aus. In der Verstaubung der spätern Existenz geht sie nur zu häufig gründlich verloren. Ausnahmen, die sie sich bewahren, werden vielleicht Dichter; oder sie sind die, denen Dichterworte zeitlebens den Weg zu ihrem tiefsten Selbst aufschließen. Warum aber bestimmte Lautformen solche Wunderschlüssel sein können? Möchte man nicht fast annehmen, daß jedem Medium (hier also der Sprache) etwas vom Stoff des zu Vermittelnden anhafte? Wir wissen darüber nichts. („Die tiefste Wurzel ruht in ewiger Nacht.")

Wir haben uns beim Wesenhaften und Möglichen des Dichterischen lange aufgehalten, um darzutun, wie eine, sobald wir es wünschen, höchste Wirklichkeit erfaßt werden will (die Künste alle sind höchste Wirklichkeiten), und man wird nun nach dem Gesagten verstehen, daß mit der Wortkunst dem Berufenen allerdings eine Amphionsharfe in die Hand gegeben ist, zauberkräftig genug, den Um- und Neubau des Menscheninnern wenigstens zu beginnen. Wir denken aber dabei stets nur an die absolute Dichtung und ihren Einfluß auf die seelische Totalität des Menschen. („Die Dichtung hat keinen besondern Zweck, wie ein Bäcker, sondern einen allgemeinen, wie etwa eine Turmuhr," sagt Claudel.)

Die Heutigen haben, so scheint es, das Empedoklessehnen verlernt. Sie alle sind zuerst Lebensgestalter, Selbstbehaupter, Geistige, die bewußt organisieren, da die Umwelt bezwungen werden, man ihr sich anpassen will. Nur wenige Feierstunden erübrigt heute der Dichter für das, was ihm doch das Nächste sein müßte, nur die Augenblicke des Schaffens und der Niederschrift. Im übrigen unterscheidet sein Tun von dem des Bürgers sich fast gar nicht. Verständlicher noch ist ihm, sich für „soziale Ideale" als für das Eine zu verbluten. So wird es müssen sein; auch hat man ja die allen vorleuchtende „vorbildliche Lebenskunst" Goethes.

Nun unser Ergebnis: die Geistigen und die herrschenden Mächte der Zeit stehen einander fremd und ablehnend gegenüber. Hier rücksichtslos gewinnsüchtiges und seelenfeindliches Unternehmertum, belehrt in nichts durch die verflossenen mörderischen Jahre; dort eine sättigungs-übersättigungslüsterne Menge; verkauft und käuflich geworden oder in skeptischer Ratlosigkeit mit der einen und der andern Seite paktierend, ein großer Teil der sogenannten „Intellektuellen", und, im Begriff, sich von diesen gänzlich zu trennen, der Teil der wahrhaft Wissenden, die wir mehrfach als die Berufenen und Geistigen bezeichnet haben. Und sie



Marie Stiefel, Zürich.

Vor dem Spiegel. Oelgemälde.
Phot. Anna Looser, Zürich.

sehen sich ohne materielle Macht, nicht geeignet zu einem Eingriff in den sozialen Wirrwarr, angewiesen allein auf die für sie Vorbereiteten, das sind: die Besten der heranwachsenden Generation, einige Gottsucher und mit ihnen artverwandte Künstler.

So sagen wir dem freien Geiste fürs erste eine Katakombenexistenz voraus. Nicht verzwecklicht und verwirtschaftet wird er, als ein lauteres Feuer, gehütet von wenigen Berufenen und Besten, mit Form und Symbolum übergeben werden dem frisch zum Altar tretenden Adepten, dem keine soziale noch familiale Zugehörigkeit, sondern allein Werkes- und Wesensadel die Aufnahme in den Orden sichert. Erst muß die Gemeinschaft, müssen die Einzelnen unter sich erstarken, erst allmählich wird sie in die Breite wirken.

Gustave Flaubert, angesichts des Louis-Philippe-Bürgertums die gleichen Fragen überdenkend, die uns heute quälen, meinte wohl: „Der einzige vernünftige Ausweg ist eine Regierung, die aus Mandarinen besteht; nur sollen diese Mandarinen einiges Wissen, womöglich sogar ein großes Wissen haben. Das Volk wird immer unmündig bleiben und immer die letzte Stelle in der Hierarchie der sozialen Gruppen einnehmen... in dieser legitimen Aristokratie liegt heute unsere ganze Rettung." — Hiezu unsere Frage: ob es heute nicht wünschbar wäre, daß diese Aristokratie äußerlich überhaupt nicht regierte, daß die Menge soviel als möglich sich selbst zu regieren vermeinte — und dennoch gelenkt würde? Die „regierenden Philosophen" haben wir ja einmal gesehen, im Zeitalter der Antonine. Sie hätten sich niemals auf dem Throne zeigen dürfen. Sie wurden ganz einfach nicht für voll genommen.

Wir glauben aber, daß sich heute anbahne: eine unterirdische geistige Internationale, die den ihr Verpflichteten das Schaffen und das Werk der Bildung am lebendigen Menschenwesen vorbereitet. Unmerklich werden, durch tausend Kanäle geleitet vom vorsehenden Geist, die Lebensströme der Seele auch die äußern Höfe des Tempels verlassen, um diesem nicht leer zurückzukommen. Dieses Beginnen steht, so wird man nicht zu Unrecht sagen, nicht fern dem Sinn und Zeichen jener wahrhaft königlichen Kunst der Platoniker und Pythagoräer, jener nie alternden, weil nie am Ziel sich wähnenden, aber oft verleugneten und häßlich entstellten, von der Lessing sagte: man finde sie nicht hauptsächlich in den Logen. Sie übt das Amt, vom Seelischen her Bahn zu brechen, in Anerkenntnis echter Wissenschaft den Preissängern des Fortschritts die Schranken zu weisen und aus der Religion das Gültige und Nährende herüberzuretten.

Ein gründerisches, bündlerisches Suchen, Tasten und Anklopfen war in den Jahren vor dem Krieg durch die Welt gegangen; nun vernehmen wir es wieder, deutlicher, bestimmter. Kein Zufall sind die sichtbar gewordenen Gemeinschaften, die Jugendbünde, die freien Schulen, der Kreis, der sich seit nun mehr als zwanzig Jahren in immer wehrhafterer Haltung um einen deutschen Dichter geschlossen hat, die Gruppen und Kreise des „jungen Frankreich"; nicht Zufall die in einer deutschen Stadt gegründete „Schule der Weisen". Das sind die sichtbaren Zeichen.

Wer die sind, die aufrufen zu einem Sein, das ein diamantener Riß trennt von dem Dickhautglück der Noch-immer-Satten? In Goethes „Wanderjahren" heißen sie die Entsagenden. Wer die sind, nach denen sie ausschauen? Ein Berufener, der alles Unheil kommen sah, sprach es aus, noch vor dem Kriege:

„Neuen Adel, den Ihr suchet,
Lenkt nicht her von Schild und Krone!
Aller Stufen Halter tragen
Gleich den feilen Blick der Sinne
Gleich den rohen Blick der Spähe ..
Stammlos wachsen im Gewühle
Seltne Sprossen eignen Ranges,
Und Ihr kennt die Mitgeburten
An der Augen wahrer Glut."

Spruch.

Die Pfeile, die ins Herz dich treffen, zielen auf deine Vollendung.

Carl Jucker, Zürich.